

Israelreport

4 | 2012

Das Magazin von Israelnetz. Berichte und Hintergründe aus Israel und dem Nahen Osten



Mutterland Israel

Ralph Giordano im Exklusiv-Interview

Editorial

„Nüchtern einschätzen! – Aber wie?“



Liebe Leser,

„Wenn alles ruhig ist, arbeiten wir am härtesten“, erklärte mir vor ein paar Jahren der Mitarbeiter eines Geheimdienstes. Nicht selten trägt der Augenschein. Was offiziell in den Medien diskutiert wird, ist Spekulation, während hinter den Kulissen Entscheidendes passiert. Das wird oft erst im Rückblick erkennbar – wenn wir uns die Reflexion in der Hektik und Geschwindigkeit unserer heutigen Zeit überhaupt noch erlauben können.

Schlachten werden heutzutage nicht mehr mit Panzern und durch Flächenbombardements ausgetragen, sondern durch Geheimagenten, gezielte Tötung von Experten, als „Cyberwarfare“ im Internet, durch Guerillaoperationen oder Sabotage. Klar definierbare Staaten stehen kaum greifbaren, aber deshalb militärisch nicht weniger effektiven Organisationen gegenüber. Nicht neu, aber für eine Einschätzung der Lage wichtig ist, dass sich Kriegsparteien durch Stellvertreter auf dem Schlachtfeld vertreten lassen – in manchen Fällen wissen das die Kämpfenden nicht einmal.

Unsere Wahrnehmungsmöglichkeit und Erkenntnisfähigkeit sind stark eingeschränkt. Die Bilder, die uns täglich erreichen, können nicht nur gefälscht sein (und werden immer wieder gefälscht!), sondern sind oft genauso aussageschwach und inhaltsleer, wie beeindruckend und atemberaubend. Der Eindruck einer ausgebombten Straßenschlucht oder zerfetzten Kinderleiche ist nur schwer aus dem Gedächtnis zu löschen – aber schlicht unbrauchbar für eine nüchterne Einschätzung der Lage.

Entscheidend ist, dass wir unsere eigenen Wünsche, Träume, Prägungen und Werte klar erkennen, sowie um die Interessen unserer Regierungen wissen. Ziel eines Blicks in den Spiegel ist nicht nur, dass wir all das überprüfen und uns fragen, ob wir wirklich wollen, was unsererseits unterstützt wird – son-

dern auch ein Bewusstsein dafür, dass nicht automatisch jeder so denkt, fühlt und wünscht, wie wir das tun. Der so genannte „arabische Frühling“ hat jetzt schon deutlich gemacht, dass die Befürworter von Menschenrechten, Demokratie und der Art von Freiheit, die wir in der westlichen Welt kennen, nicht überall die Stimmenmehrheit bekommen, selbst wenn frei und fair gewählt wird.

Muslimen erwarten eine Weltherrschaft des Islam und streben diese nicht selten mit allen zur Verfügung stehenden und wirksam erscheinenden Mitteln an. Ein souveräner jüdischer Staat ist im Rahmen einer islamischen Weltordnung nicht vorgesehen. Christen und Juden haben ein vorläufiges, aber vorübergehendes Existenzrecht. Der Spagat zwischen dem Wunsch, in der Welt anerkannt zu sein und eine wahrhaft islamische Ordnung aufzubauen, wird noch manche Blüte treiben – wie etwa den Brief des ägyptischen Präsidenten Mohammed Mursi an seinen israelischen Amtskollegen Schimon Peres, über den man sich in Israel sehr gefreut hat, den es aber aus ägyptischer Sicht nie hätte geben dürfen.

Für einen klaren Blick und langfristig tragfähige Einschätzungen ist entscheidend, dass wir die Denkweisen der Konfliktpartner kennen und uns von unseren eigenen Stereotypen verabschieden. Das gilt nicht nur für die arabische Welt, sondern auch im Blick auf Israel. Wir wollen weiterhin miteinander und im Gespräch kritisch prüfen und hinterfragen, was uns an Informationen erreicht, um uns anhand von klaren Maßstäben eine Meinung zu bilden.

Mit herzlichem Gruß,

Ihr Johannes Gerloff

Inhalt

Editorial:	„Nüchtern einschätzen! – Aber wie?“	2
Titel:	Mutterland Israel	3
Zeitgeschichte:	In Heiterkeit getötet	6
Wirtschaft:	Eine Zugreise mit dem Schiff	8
Jüdisches Leben:	Synagoge des Herzens	10
Literatur:	Irreführende Verharmlosung	12
Archäologie:	Verbrannter Weizen	14
Betrachtung:	Tod dem Zeugen!	15

Impressum

Herausgeber:
Christlicher Medienverbund KEP e.V.
Postfach 1869, D-35528 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 9 15 151 | Telefax (0 64 41) 9 15 157
www.israelnetz.com
editor@israelnetz.com | gerloff@kep.de (J. Gerloff)
Bankverbindung
Konto: 40983210, BLZ: 513 900 00,
Volksbank Mittelhessen eG
Vorsitzende: Margarete Hühnerbein
Geschäftsführer: Wolfgang Baake
Redaktionsleitung: Egmond Prill,
Johannes Gerloff (stv.)
Redaktion: Moritz Breckner, Daniel Frick,
Elisabeth Hausen, Dana Nowak, Martina Schubert
Der Israelreport erscheint als Beilage des
Christlichen Medienmagazins pro.
Titelfoto: Israelnetz

Titel

Mutterland Israel

Am Ende werden sie alle da sein, die Jordanier, die Ägypter, die Libanesen – aber was wird mit Israel? Diese Frage beschäftigt den Autoren und Publizisten Ralph Giordano täglich. Mit dem Israelreport sprach er außerdem über Einseitigkeit in den deutschen Massenmedien, die Gefahr durch Salafisten und über Mitmenschlichkeit, die ihn davor bewahrt hat, ein Zyniker zu werden. || Dana Nowak, Moritz Breckner

Israelreport: Ihre Mutter war Jüdin. Sie und Ihre Familie waren den Grausamkeiten der Naziherrschaft ausgesetzt. Haben Ihre Eltern je über Flucht ins damalige Palästina nachgedacht?

Ralph Giordano: Ich erinnere mich, dass ab 1938 die Kinder jüdischer Familien Deutschland ohne ihre Eltern verlassen konnten. Tausende Kinder sind dadurch vor dem Tod bewahrt worden, aber die Eltern sind hiergeblieben und die meisten sind ermordet worden. Die Vorstellung, dass meine beiden Brüder und ich uns von unseren Eltern trennten, war absolut undenkbar. Aber wir wussten 1938 schon, dass ein neues Zeitalter angebrochen ist. Übrigens kamen die ersten seelischen Verletzungen nicht von staatlicher Seite, sondern von dort, wo ich es am wenigsten erwartet hätte: Von den Spielkameraden, mit denen ich in Hamburg groß geworden bin. Mein bester Freund sagte mir im Sommer 1935: „Ralle, mit dir spielen wir nicht mehr, du bist Jude.“ Das erzähle ich Ihnen jetzt, fast 80 Jahre später, und mir laufen noch kalte Schauer den Rücken hinunter.

Gab es keine andere Möglichkeit der Flucht für die ganze Familie?

Nein. Unter den damaligen Umständen war das unmöglich. Aber wir haben auch nicht ernsthaft erwogen, Deutschland zu verlassen. Meine Eltern zählten nicht zu denen, die sich alarmiert gefühlt haben.

Sie sind Deutscher geblieben. Was hat Sie nach Kriegsende in Deutschland gehalten?

Vor der Befreiung war es für uns vollkommen klar, dass wir Deutschland verlassen und den blutigen Staub dieses Landes von unseren Füßen abschütteln würden. Als wir befreit wurden, haben wir die Auswanderung erst in die USA und von da aus nach Palästina in der Hoffnung auf einen jüdischen Staat sofort eingeleitet. Aber das fand nicht statt. Ich erinnere mich an ein Erlebnis in Hamburg im Herbst 1945. Da ging vor mir ein gro-



Foto: Israelnetz

ßer Mann mit zwei Frauen, der plötzlich laut ausrief: „Die Juden, die Juden sind an allem schuld.“ Das hat er im nächsten Moment bereut, denn ich bin ihm von hinten in die Kniekehlen gegangen. Der Kerl war doppelt so groß wie ich, er war zu Boden gegangen und ich habe ihn dann mit Nägelklauen und Zähnen bearbeitet. Er lief schließlich weg. Er hätte mich zermalmen können, aber er hat es nicht getan. Er hat nicht erwartet, dass hinter ihm ein Jude war. Dieses Ereignis zeigte, dass Hitler zwar militärisch, aber nicht geistig geschlagen war. Nach dieser Erkenntnis wäre ich mir vorgekommen wie ein Deserteur, wenn ich Deutschland verlassen hätte. Ein anderer Grund, warum ich in Deutschland geblieben bin, ist die deutsche Sprache. Sie ist immer meine Heimat gewesen, selbst in der finsternen Nazi-Zeit. Die deutsche Sprache ist eine wunderbare Sprache. Und ich habe viele Sprachen gelernt. Aber in einer anderen zu denken und zu schreiben, das wäre unmöglich gewesen. Aber die Er-

lebnisse der Nazizeit haben mir einen tiefen Fluchtinstinkt injiziert – weg von dieser Drohung. 1938 war die ständige Furcht vor dem jederzeit möglichen Gewalttod unser zentrales Lebensgefühl gewesen. Nicht, weil wir uns auf die Straße stellten und brüllten, „Nieder mit Hitler“, sondern weil wir da waren auf der Welt. Also, es gab Grund genug, Deutschland zu verlassen. Es ist dann nicht geschehen, ich bereue das nicht, sondern weiß das zu rechtfertigen, wenn dieser Ausdruck zutreffen sollte, und so wird es auch bleiben.

In europäischen Ländern wie Norwegen und Frankreich ist ein stark wachsender Antisemitismus festzustellen. Woher kommt er?

Ich stelle mit Entsetzen fest, dass sich erschreckende Zahlen und Ereignisse antisemitischer und antiisraelischer Art auf-tun. Und das nach Auschwitz, jener Zäsur, nach der man hätte annehmen können und dürfen, dass sich danach etwas in der Welt verändert, gerade in Bezug



„Es erfüllt mich mit Zorn, wenn ich sehe, wie ungefährdete Deutsche besser wissen wollen als die israelischen Sicherheitsorgane, wie die Bürgerinnen und Bürger Israels vor den arabischen Angriffen geschützt werden können.“

auf die Juden. Es hat sich natürlich vieles geändert, auch in Deutschland. Aber wir stellen fest, dass der Antisemitismus in Europa auf bestürzende und verstörende Weise aktiv ist. Ich muss schon sagen, dass dies meine späten Tage verdunkelt. **Seit Monaten wird in Deutschland über die Gefahr durch Salafisten diskutiert. Wie sollte die Bundesrepublik mit dieser Herausforderung umgehen?**

Auf jeden Fall hart und konsequent. Denn was sich durch die Salafisten tut, ist etwas, das die Demokratie unmittelbar bedroht. Da bin ich sehr sensibel: Die demokratische Republik ist die einzige Gesellschaftsform, in der ich mich sicher fühle, nach meinen Vergleichsmöglichkeiten aus der Nazizeit. Und wenn ich sehe, dass daran gerüttelt wird, dann werde ich ganz böse. Die Salafisten wollen eine andere Welt, ein anderes Deutschland und eine andere Gesellschaftsform. Sie wollen nicht etwa eine andere Demokratie, sie wollen gar keine Demokratie. Und selbstverständlich muss gegen diese Kräfte und auch gegen andere, die dasselbe wollen, mit aller Schärfe vorgegangen werden. Die Salafisten sind nur ein Beispiel dafür. Wir haben es hier mit einem großen übergeordneten Problem zu tun, nämlich dem Zusammenstoß zweier sehr unterschiedlicher Kulturen in Deutschland durch die muslimischen Immigranten. Das ist kein Generalverdacht gegen die Muslime. Aber innerhalb dieser Gruppe gibt es Kräfte, die ein anderes Deutschland wollen, und dagegen wende ich mich. Und es ist das niederträchtigste aller niederträchtigen Totschlagargumente einer

ganz bestimmten Gruppe von Multikulti-Illusionisten, Sozialromantikern, Dauerumarmern und Beschwichtigungsaposteln, Kritik am Islam gleichzusetzen mit Rassismus und Rechtsextremismus.

Sie haben im Oktober 2011 auf dem Israel-Kongress in Frankfurt in einer Rede Ihre Solidarität mit Israel bekundet. Warum setzen Sie sich so stark für dieses Anliegen ein?

Ich fürchte nicht, dass es einen zweiten 30. Januar 1933 geben wird. Das ist nicht der Schatten meiner späten Tage. Sondern meine Sorge, meine Qual ist: Was wird mit Israel? Damit wache ich morgens auf und schlafe abends ein. Ich bin ja ein wortgewandter Mann, aber es fällt mir sehr schwer, adäquat auszudrücken, was Israel für mich bedeutet. Obwohl ich in Deutschland lebe, ist Israel mein Mutterland. Israel ist das Land, mit dem ich lebe und atme, Israel ist die Liebe meines Lebens. Und der Gedanke, was da geschehen ist, und dass Juden dort am stärksten gefährdet sind, wo sie glaubten, am sichersten zu sein, das bringt mich um.

Wie schätzen Sie die israelisch-deutschen Beziehungen heute ein? Was raten Sie Bundeskanzlerin Angela Merkel?

Die deutsch-israelischen Beziehungen waren und sind problematisch, das werden sie auch bleiben. In Deutschland gibt es viele Menschen, die ein humanes Verhältnis zu Israel haben. Aber es könnte manches anders und besser sein. Diese Selbstverständlichkeit, mit der Israel auf die Anklagebank gesetzt wird, ist etwas, was die Beziehungen schwer stört. Was die Kanzlerin anbetrifft, muss ich sagen, dass ich ein tiefes Vertrauen zu ihr habe

– auch durch ein persönliches Gespräch, das ich mit ihr geführt habe. Sie hat ein sehr humanes Verhältnis zu Israel. Sie ist ein Mensch, der sich absolut darüber im Klaren ist, welcher historische Hintergrund das Verhältnis zwischen Deutschland und Israel bestimmt. Es erschreckt einen aber, wenn man weiß, dass 13 bis 14 Prozent der Deutschen ein geschlossenes rechtsextremes Weltbild vertreten. Und 30 Prozent der Deutschen haben heute ein, sagen wir mal, ambivalentes Verhältnis zu Juden. Damit sind wir schon bei 44 Prozent, die ein gestörtes Verhältnis zu Juden haben. Das ist beunruhigend. Trotzdem gibt es die große Freude, dass die Geschichte der Juden in Deutschland nicht zu Ende ist. Es ist Hitler und dem nationalen Kollektiv seiner Anhänger nicht gelungen, Deutschland judenfrei zu machen.

Stellen deutsche Medien den Nahostkonflikt objektiv dar?

Ich sage das ganz offen, ich bin oftmals erbost über die totale Einseitigkeit, mit der Israel hier in Deutschland von einem großen Teil der Massenmedien auf die Anklagebank gesetzt wird. Da ist etwas eingerastet, was mich empört. Es wird einfach nicht bedacht, dass die wirklich Bedrohten die Israelis sind! Man kann sich doch vorstellen, was in Deutschland los wäre, wenn jedermann jederzeit getötet oder verwundet werden könnte. Denn das ist die Situation, in der sich Israel befindet. Und ich kenne dieses Deutschland gut genug, um zu wissen, dass es diesen Test nicht so bestehen würde, wie Israel ihn besteht. In Israel ist die Demokratie trotz allem stabil und fest, davon könnte hier keine Rede sein. Und es erfüllt mich

mit Zorn, wenn ich sehe, wie ungefährdete Deutsche besser wissen wollen als die israelischen Sicherheitsorgane, wie die Bürgerinnen und Bürger Israels vor den arabischen Angriffen geschützt werden können. Ich frage mich oft, was wohl am Ende dieses Jahrhunderts sein wird. Und ich sage Ihnen, sie werden alle da sein: die Jordanier, die Ägypter, die Libanesen, die Saudis, die Marokkaner. Aber was mit Israel wird, das ist keineswegs sicher. Das ist die Sorge meiner späten Tage. Nichtsdestotrotz bin ich überzeugt von Israels Kreativität und Vitalität. Ich habe ein ungeheures Vertrauen in seine Prosperität und seine Überlebensfähigkeit.

Mohammed Mursi, der aus der Muslimbruderschaft stammt, ist neuer ägyptischer Präsident. Was bedeutet das für Israel?

Wir können von diesen Leuten, die heute Ägypten regieren, keine Freundlichkeiten erwarten. Ich beobachte die Entwicklungen dort mit großer Unruhe. Bis jetzt ist ja an den vertraglichen Beziehungen zwischen Ägypten und Israel nicht gerüttelt worden. Doch es sind erschreckende Töne zu vernehmen. Die Demokratie in Ägypten ist eine Farce. Es gibt kein einziges islamisches Land, das demokratisch regiert wird. Große Hoffnungen, dass sich etwas zum Besseren ändert, habe ich nicht. Israel ist durch die sogenannte Arabellion noch mehr bedroht, fürchte ich.

Bedroht wird Israel auch von Seiten des Iran – wie sollte sich der Westen gegenüber Ahmadinedschad verhalten?

Der Westen sollte hart reagieren auf die Ungeheuerlichkeiten, die sich dieses Mullah-Regime dort erlaubt. Der Welt muss klar werden, dass in dieser Sache nicht nur das Schicksal Israels, sondern der ganzen Welt auf dem Spiel steht. Daher kann die Welt die Last nicht Israel alleine überlassen. Es muss klar werden, dass Israel gegenüber dem Mullah-Regime all die Werte vertritt, die heute über der UNO stehen, was die Menschenrechte, die Demokratie, den demokratischen Verfassungsstaat anbetrifft. Am meisten Angst vor dem Iran hat aber nicht Israel, sondern haben die arabischen Potentaten ringsum. Ich habe einmal in einer Talkshow gesagt, Israel kann die Bombe in den Händen des Mullah-Regimes nicht dulden. Das ist auch heute noch meine Meinung. Und diese Gefahr kann nur dadurch beseitigt werden, dass die ganze Welt gegen die Mullah-Bestrebungen steht,

Zur Person

Ralph Giordano wurde 1923 als Sohn eines Pianisten und einer jüdischen Klavierlehrerin in Hamburg-Barmbek geboren. Als Jugendlicher wurde er mehrmals von der Gestapo misshandelt und eingesperrt. Bis zur Befreiung durch die Briten 1945 überlebte die Familie mehrere Monate in einem Kellerversteck. Nach Kriegsende begann Giordano seine journalistische Tätigkeit. Ab den 1960er Jahren arbeitete er auch als Autor von Fernsehdokumentationen und produzierte über 100 Filme. Zu seinen bekanntesten Werken gehört der autobiographische Roman „Die Bertinis“ (1882), der auch verfilmt wurde. Seit Jahren spricht sich Giordano in der Öffentlichkeit gegen einen radikalen Islam aus.



Israelreport-Redakteurin Dana Nowak hat Ralph Giordano in Köln besucht.

die Bombe in die Hand zu bekommen. Ich selber möchte noch sagen, letztlich glaube ich, dass die Geschichte weitergehen wird, dass Israel weiter existieren wird. Und wenn der Eindruck entsteht, dass ich ein Pessimist bin, dann möchte ich das korrigieren. Ich denke, ich bin ein Realist, ich sehe die Dinge so, wie sie sind.

Ihr letztes Buch trägt den Titel „Von der Leistung, kein Zyniker geworden zu sein“. Wie haben Sie das geschafft, kein Zyniker zu werden, nach allem, was Sie erlebt haben?

Diese Frage stelle ich mir manchmal selbst. Ich denke, das liegt vor allem daran, wie ich die Welt kennengelernt habe. Ich bin als Fernseh-Autor in 38 Ländern gewesen. Sehr wohl hätte man da, wenn man das Ausmaß des Elends sieht, zum Pessimisten werden können, zum Zyniker. Das ist nicht der Fall gewesen und zwar ganz einfach deshalb nicht, weil ich neben all dem Schrecklichen auch etwas Großartiges kennengelernt habe: Mitmenschlichkeit. Sie ist überall. Wir leben in einer Welt, in der nur schlech-

te Nachrichten Quote machen. Aber das ist ja nicht die Wirklichkeit. Daneben gibt es überall auf der Welt millionenfach Mitmenschliches. Das hat es mit sich gebracht, dass ich mir den Glauben an das Gute nicht habe rauben lassen. Ohne dieses Gewicht hätte das andere, das Böse, längst obsiegt. Das hat es aber nicht. Und es hat auch Giordano nicht zum Zyniker gemacht. Dass ich hier vor Ihnen sitze und mit Ihnen spreche, ist der Mitmenschlichkeit unter den entsetzlichen Bedingungen der Nazizeit zu verdanken. Ich habe immer gewusst, dass meine Mutter und wir deportiert werden würden. Daraufhin habe ich ein Versteck gesucht. Die Frau, die ich dabei fragte, war eine ehemalige Nachbarin, die genau wusste, dass ihr Leben verwirkt sein würde, sollte man uns entdecken. Diese Frau fragte ich: „Gretel, können wir uns bei dir verstecken, wenn ein Deportationsbefehl kommt?“ Da sagte sie nur ein Wort, drehte sich gar nicht nach mir um: „Natürlich“. Und so sitze ich hier vor Ihnen, mit 89. Und diese 89 Jahre habe ich dieser Frau zu verdanken. ||



Foto: ddp/AP

München in Trauer: Nach dem Attentat fand im Olympiastadion eine Gedenkveranstaltung für die Opfer statt.

Dieses Mal sollte es ganz anders werden. München 1972 war als Kontrastveranstaltung zu Berlin 1936 geplant, als Adolf Hitler die Weltbühne, die sich mit den Olympischen Spielen bot, für seine Ideologie vereinnahmte. Nun hingegen hatte Deutschland die Gelegenheit, vor den Augen der Welt Weltoffenheit statt Rassismus, Lässigkeit statt Militarismus zu demonstrieren. Denn 1972 war Deutschlands dunkelste Stunde noch nicht so lange her.

Lange sah alles danach aus, dass dieses Vorhaben gelingen könnte. Die Spiele begannen am 26. August 1972 bei strahlendem Sonnenschein. Die Zuschauer begrüßten bei der Eröffnungsfeier im Münchener Olympiastadion die 7.170 Sportler, die sich bis zum 11. September in 195 Wettbewerben messen wollten. Nicht zu vergessen die etwa 5.000 Brieftauben, die am Eröffnungstag als Symbol des Friedens unter den Völkern in den blauen Münchener Himmel entlassen wurden.

Heiter wie das Wetter soll auch die Stimmung im olympischen Dorf gewesen sein, erinnern sich Zeitgenossen im Dokudrama „Vom Traum zum Terror – München 72“. In dem Areal nahe dem Olympiastadion waren die meisten Sportler untergebracht, darunter auch die 14 Athleten und die Betreuer aus Israel. Heiterkeit fand sich in München allenthalben, und niemand wollte damit rechnen, dass jemand die Weltbühne der Spiele für seine zweifelhaften Methoden ausnutzen würde.

Wirkungslose Warnungen

Dabei hatte es im Vorfeld genügend Anlass für mehr Vorsicht und Vorkehrungen gegeben. In den Jahren vor den Spielen waren palästinensische Freischärler für zahlreiche Anschläge und Anschlagversuche auf deutschem Boden verantwortlich. Deutschen Sicherheitsbehörden war die Gefahr von Terrorgruppen bekannt. Im März 1972 warnte das bayerische Lan-

Zeitgeschichte

In Heiterkeit getötet

Die Olympischen Sommerspiele 1972 in München sollten der Welt ein friedliebendes Deutschland vor Augen führen. Jedoch verbreiteten acht Palästinenser Schrecken und Tod, als sie israelische Teilnehmer in Geiselhaft nahmen. Dass diese so dramatisch verlief, wurde auch durch die Unfähigkeit deutscher Staatsgewalt verschuldet. || Daniel Frick

deskriminalamt, dass Extremisten die Spiele nutzen könnten, um auf ihre Ideen und Ziele aufmerksam zu machen.

Auf das Sicherheitskonzept der Verantwortlichen – allen voran der Münchener Polizeipräsident Manfred Schreiber – hatte dieses Wissen keinen Einfluss. Sichtbare Sicherheitsmaßnahmen wie Wachhunde oder bewaffnete Polizisten würden zu sehr an das „Dritte Reich“ erinnern, so die Befürchtung. Entsprechend trugen die rund 2.000 Ordnungshüter innerhalb des Olympiageländes anstatt Uniform modische blaue Anzüge.

In diesem Sinne änderten die Verantwortlichen auch nichts am Sicherheitszaun, der das olympische Dorf umgab. Die etwa zwei Meter hohe Absperrung konnte praktisch jeder gesunde Erwachsene überwinden, sofern er dies wollte. Gewollt hatten dies etwa diejenigen Sportler, die bis spät in die Nacht in der Stadt unterwegs waren und dann nur über den Zaun in ihr Quartier gelangen konnten. Gewollt hatten es aber auch acht Palästinenser mit einem finsternen Plan.

Die Männer gehörten zur Terrorgruppe „Schwarzer September“, einem 1970 gegründeten militaristischen Zweig der palästinensischen Befreiungsorganisation PLO. Einer der Drahtzieher der Münchener Geiselnahme, Mohammed Oudeh alias Abu Daoud, hatte zuvor Waffen besorgt und das olympische Dorf erkundet – ohne dass ihn jemand dabei kontrolliert hätte. Bei seinen Rundgängen wird er auch notiert haben, dass der Sicherheitszaun kein unüberwindliches Hindernis darstellte.

In den Morgenstunden des 5. September begleitete er die acht Terroristen zu ebenjenem Zaun. Diese übersprangen ihn und drangen in das Quartier der israelischen Sportler ein. Sie erschossen dabei zwei der Israelis – den Trainer der Ringer, Mosche Weinberg, und Gewichtheber Josef Romano –, als diese versuchten, sich ihnen entgegenzustellen. Keine 24 Stunden später sollten 15 weitere Personen den Tod gefunden haben – darunter alle israelischen Geiseln, fünf der Terroristen und ein deutscher Polizist.

Misslingen und Gelingen

Aus Sicht der Terroristen ging die Geiselnahme von Anfang an schief. Sie hatten nicht geplant, jemanden zu töten. Das Ziel der Aktion war es unter anderem, mehr als 230 namentlich genannte palästinensische Häftlinge aus israelischen Gefängnissen freizupressen. Außerdem sollte für sie und die Geiseln ein Flugzeug bereitgestellt werden.

Die israelische Regierung unter Führung von Premierministerin Golda Meir machte deutlich, in keiner Weise auf die gestellten Forderungen eingehen zu wollen. Der Krisenstab, zu dem auch der damalige Innenminister Hans-Dietrich Genscher gehörte, hatte unterdessen eine Fristverlängerung ausgehandelt. Nach der Absage Israels galt es, auf die Befreiung der Geiseln hinzuwirken. Dazu bot sich Genscher selbst als Tausch für die Geiseln an, was die Palästinenser aber ablehnten. Erfolgreich war er jedoch mit seiner Bitte, mit den Geiseln reden zu dürfen. Bei seinem Besuch in der Wohnung teilten diese ihm mit, dass sie einen Flug außer Landes befürworteten. Einen Übergriff auf die Wohnung hielten sie für zu riskant. Für diese Option waren bereits dreizehn Polizisten in Stellung gegangen, um über die Lüftungsschächte in die Wohnung eindringen zu können und die Entführer dingfest zu machen.

In Stellung gegangen waren allerdings auch Fernsehkameras, die die Bilder der bangen Stunden im olympischen Dorf auf die Fernseher übertrugen – auch auf das Gerät im Appartement der Israelis, so dass die Geiselnnehmer bequem ausmachen konnten, wo sich die Polizisten verschanzten. Es gehört zum Dilettantismus der Einsatzleitung, vergessen zu haben, den Strom zur Unterkunft der Israelis abzuschalten.

Letztlich fiel dieser Fehler nicht ins Gewicht, weil es nicht zum Zugriff kam. Gehörig schief gegangen ist jedoch der kühne Plan, den Entführern zum Schein ein Flugzeug zum Abflug nach Kairo bereit zu stellen, ihnen tatsächlich jedoch auf dem nahegelegenen Militärflugplatz Fürstenfeldbruck das Handwerk zu legen. Zwei Hubschrauber sollten die Geiselnnehmer vom olympischen Dorf zum Flugplatz transportieren, wo eine Boeing 727 der Lufthansa wartete. Die Hubschrauber trafen um etwa halb elf Uhr auf dem Flughafen ein. Die dort positionierten Scharfschützen eröffneten das Feuer. Der Schusswechsel währte zweieinhalb Stunden – währenddessen die Entführer die Geiseln erschossen oder per Handgranate töteten. Dass der Zugriff schief ging, liegt am Dilettantismus, der nun ins Gewicht fiel: Die Einsatzleitung verschätzte sich bei der Zahl der Entführer; die Scharfschützen waren zum Teil schlecht ausgebildet oder ausgerüstet.

Wie ist das Versagen von deutscher Seite zu fassen? Dazu darf gesagt werden: Damals gab es in Deutschland keine Spezialeinheiten, die gegen Terrorgruppen hätten vorgehen können. Im Einsatz war die Münchener Stadtpolizei, die keinerlei Erfahrung im Umgang mit Terroristen hatte. Die banalen Fehler erklärt dieser Umstand freilich nicht. Unmittelbare und augenfälligste Konsequenz jedenfalls auf den katastrophalen Einsatzverlauf ist die Gründung der polizeilichen Antiterrorereinheit GSG 9 noch im September 1972.

Offene Erinnerung

In der Rückschau mutet es wie eine Ironie der Geschichte an: Das Bemühen der Deutschen, die Schatten des „Dritten Reichs“ abzulegen und sich betont lässig zu geben, bezahlten elf jü-



Soldaten der amerikanischen Luftwaffe tragen den Sarg des Gewichthebers David Berger in ein Flugzeug Richtung USA. Bergers Eltern lebten zu diesem Zeitpunkt in Cleveland, Ohio.

dische Israelis mit ihrem Leben. Vielleicht etwas überzogen resümierte Israels damaliger Innenminister Josef Burg: „Bis heute meinten wir immer, dass Dachau in der Nähe von München liege. Von nun an liegt München leider in der Nähe von Dachau.“

Ein erstes Gedenken für die Opfer fand am Folgetag der Entführung im Münchener Olympiastadion statt. Die Organisatoren erwogen auch, die Spiele abzubrechen. Sie entschieden sich jedoch, auch mit dem Segen des israelischen Botschafters in Deutschland, Eliaschiv Ben-Horin, das Sportereignis zu Ende zu führen. Die Überlebenden der israelischen Mannschaft traten indes sofort die Heimreise an. Die Erinnerung an den dramatischen Vorfall wird auf viele Weisen wachgehalten: Seit den Olympischen Spielen von Montreal 1976 veranstaltet die israelische Delegation alle vier Jahre eine olympische Gedenkzeremonie. Auf dem Münchener Olympiagelände befindet sich ein Denkmal mit den Namen der israelischen Opfer. Seit 1999 gibt es auf dem Flugplatz Fürstenfeldbruck ebenfalls ein Denkmal. Am 5. September dieses Jahres, zum 40. Jahrestag der Anschläge, werden an beiden Orten Gedenkveranstaltungen stattfinden.

Wie genau die Erinnerung an die Katastrophe zukünftig aussehen wird, ist heute keineswegs ausgemacht. Bislang unterlagen zentrale Dokumente einer Sperrfrist. Eine wissenschaftliche Aufarbeitung steht noch aus. Fragen sind noch zu klären, etwa ob Israel den Einsatz eines eigenen Anti-Terror-Kommandos angeboten hat oder über die Bedeutung der Unterstützung der Terroristen von rechtsradikaler Seite.

Die überlebenden Geiselnnehmer mussten sich übrigens nie vor einem Gericht verantworten. Eine gerichtliche Untersuchung wurde zwar eingeleitet. Die Palästinenser dienten aber als Austausch für Besatzung und Geiseln einer Ende Oktober 1972 entführten Lufthansa-Maschine. Als letzter der an der Geiselnahme von München aktiv Beteiligten starb Aoud 2010 in Damaskus. Vier Jahre zuvor bekannte er gegenüber „Spiegel TV“: „Ihr könnt davon träumen, dass ich mich entschuldige. Ich bereue nichts.“ ||

Eine Zugreise mit dem Schiff

Deutschland baut Eisenbahnen für Israel. Genauer gesagt stellt das Görlitzer Werk von „Bombardier Transportation“ die Eisenbahnwaggons für das israelische Streckennetz her. Und wie sieht so eine in Deutschland hergestellte israelische Bahn aus? Wie ein gewöhnlicher deutscher Zug – ein knalliges Rot, mit weißer Beschriftung und grauer Innenverkleidung. Allerdings hat er ein paar Extras, welche die deutschen Züge nicht haben. || Martina Schubert

Blau – weiß – rot: Das war die ursprünglich geplante Farbgebung für die Fahrzeuge von Israel Railways (ISR), wie die israelische Eisenbahngesellschaft heißt. Als die Vertreter von ISR dann 1999 zum ersten Mal im Werk Görlitz waren, fanden sie die Doppelstockwagen der Deutschen Bahn, die im Regionalnetz eingesetzt werden, so ansprechend, dass sie sich umentschieden. „Das ist eine so schöne Farbe, die nehmen wir“, zitiert Thomas Banke, Leiter des Israel-Projekts im Görlitzer Werk von Bombardier Transportation (BT), die Israelis. Also fahren nun in Israel nicht

zufahren. Sie seien zum Markenzeichen geworden, stellt Banke fest. Wenn er bei der Einreise nach Israel dem Beamten erzählt: „Ich bin wegen der roten Züge hier“, erwidert dieser auch schon mal: „Ah, kenn ich“, und bekommt einen „Stempel. Fertig“.

Ein Millionen-Geschäft

Ausgangspunkt des Geschäfts war eine israelische Ausschreibung zur Jahrtausendwende. Das Land wollte sein Streckennetz erweitern, den Service für die

ter für Wirtschaft und Arbeit, Karl Josef Schommer (CDU). Sobald Delegationen aus Sachsen in Israel waren, hätten sie die Möglichkeit genutzt, die Fähigkeiten der Görlitzer zu bewerben.

Bis es zum Vertragsabschluss kam, habe es allerdings gedauert. Die ersten Züge wurden laut BT 2001 nach Israel geliefert – bis 2006 waren es insgesamt 147 Fahrzeuge. Im aktuellen Auftrag, der 2010 zu Stande kam, liefert der deutsche Standort insgesamt 150 Doppelstock-Wagen nach Israel, die voraussichtlich bis Ende des Jahres zugestellt werden. Der Auftrag hat ein Volumen von 247 Millionen Euro.



Foto: Israelnetz

Im Vergleich: links ein ISR-Waggon, rechts ein DB-Waggon – im Bild: das letzte ISR-Fahrzeug des 2010er Auftrags



Foto: Bombardier Transportation

Die Küstenstrecke von Tel Aviv nach Haifa

nur in Deutschland hergestellte Doppelstockzüge, sondern sie sehen auch noch so aus.

Ausgestattet sind die speziell für das Mittelmeerland produzierten Fahrzeuge mit einem PowerCar. Das ist ein kleines Kraftwerk auf Rädern mit eingebauter Brandlösch-Anlage. Zudem haben sie eine leistungsstärkere Klimaanlage als in Europa und einen blauen Teppich. Die Wagen sind nicht in Klassen eingeteilt, die Ausstattungsqualität entspricht der deutschen 2. Klasse.

Die Israelis scheinen auf die Züge ab-

Fahrgäste verbessern und neue modernere Fahrzeuge einsetzen. „Innerhalb von Bombardier gab es für das Geschäft intensive Bemühungen, die auch von den Kollegen aus Kanada unterstützt wurden“, erläutert Banke. Das Unternehmen hat seinen Hauptsitz im kanadischen Montreal. Laut eigenen Angaben bestanden bereits Ende der 90er Jahre gute Beziehungen zwischen der kanadischen Luftfahrttochter von Bombardier und den Israelis. Hinzu kommt Unterstützung auf politischer Ebene, beispielsweise durch den sächsischen Staatsminis-

Das Streckennetz in Israel ist so aufgebaut, dass fast alle Linien nach Tel Aviv führen. Die Schienen seien beiderseits meist durch die Autobahnen begrenzt. Mit wenigen Zügen wollte die ISR möglichst viele Leute transportieren – „da bot sich die Doppelstock-Variante an“, erklärt Banke.

Das deutsche Werk produziert die Doppelstockwagen übrigens nicht nur für Israel und Deutschland, sondern auch für Dänemark, Polen und Luxemburg.

Bereits 2003 gründete Bombardier in Israel eine Tochtergesellschaft mit der-

zeit fünf Mitarbeitern. Dafür gab es unterschiedliche Gründe: Zum einen um den vom israelischen Staat geforderten „local content“ zu erfüllen. Das heißt, ein bestimmter Prozentsatz der Produktion beziehungsweise der Wertschöpfung soll im Zielland erfolgen. Zum anderen war der Gedanke, alle Aktivitäten in Israel zu bündeln und vor Ort präsent zu sein. Neben der Tochtergesellschaft hat BT eine Werkstatt in Dimona bei Be'er Scheva bei einem israelischen Industriellen angemietet. Dort arbeitet derzeit ein deutsch-israelisches Team, bestehend aus acht

den sie zu einem Konvoi zusammengestellt. Mindestens sechs Fahrzeuge werden über den Schienenweg bis in einen deutschen Hafen gefahren, nach Bremerhaven, manchmal auch nach Hamburg. Die Logos der ISR und die hebräische Beschriftung sind während des Transports mit roter Folie zugeklebt. Warum? „Aus Sicherheitsgründen, vor allen Dingen hier in Deutschland, um Vandalismus und Beschmierungen vorzubeugen“, sagt Banke. Graffiti seien bereits auf die Züge gesprüht worden, rechtsradikale Parolen oder Symbole jedoch nie.

ke schmunzelnd: „Was uns hin und wieder Kopfzerbrechen bereitet, ist, die hebräische Beschriftung richtig anzubringen. Da haben wir am Anfang der Produktion zum Beispiel einige Zeichen verkehrt herum angebracht. Oder wir haben falsche Schilder an falsche Stellen geklebt, weil sie verwechselt wurden.“ Ein Großteil der Beschriftung im Lokführerraum, auch auf dem Steuertisch, ist nur hebräisch. Zudem wird das Informationssystem mit den hebräischen Ansagen von einem deutschen Lieferer gestellt. Anfangs habe es auch dort ein paar Probleme gegeben.



Das deutsch-israelische Team vor der Werkstatt in Dimona



Verladung in Bremerhaven

Fotos: Bombardier Transportation

Arbeitern des Görlitzer Werks und 18 Israelis. Sie erledigen die letzte Arbeit an den Wagen, denn die Fahrzeuge kommen nicht komplett in Israel an. In der Werkstatt bauen die Arbeiter noch die blauen Sitze ein, die von einem lokalen Händler zugeliefert werden und bringen die Verkleidung an den Wagenenden an. In einem weiteren Depot in Lod sind drei Mitarbeiter aus Görlitz stationiert, eine Art Kundendienst, der sich um die Wartung kümmert.

Die berufliche Zusammenarbeit des Teams in Lod sei eng und freundschaftlich, erzählt Banke von den Erfahrungen seiner Kollegen. Er persönlich „fände es schön, Land und Leute kennenzulernen“, jedoch fehle ihm die Zeit dafür. Er ist berufsbedingt mehrmals im Jahr in Israel. Die Arbeiter in Dimona lebten in einem Kibbutz und hätten wenig privaten Kontakt mit den Einheimischen.

Hebräische Schrift zugeklebt

Zurück nach Deutschland: Sind die Waggonen in Görlitz fertiggebaut – bis auf die Endverkleidung und die Sitze –, wer-

den sie zu einem Konvoi zusammengestellt. Mindestens sechs Fahrzeuge werden über den Schienenweg bis in einen deutschen Hafen gefahren, nach Bremerhaven, manchmal auch nach Hamburg. Die Logos der ISR und die hebräische Beschriftung sind während des Transports mit roter Folie zugeklebt. Warum? „Aus Sicherheitsgründen, vor allen Dingen hier in Deutschland, um Vandalismus und Beschmierungen vorzubeugen“, sagt Banke. Graffiti seien bereits auf die Züge gesprüht worden, rechtsradikale Parolen oder Symbole jedoch nie.

Im entsprechenden Hafen werden die Wagen dann per Kran in das Schiff gehoben und seefest verstaut, damit sie kein Meerwasser berührt. Dies sei auch die kritische Phase des Transports: von dem deutschen Hafen in den israelischen. Im vergangenen April waren an der Atlantikküste starke Stürme. Daraufhin musste ein Schiff in den nächsten Hafen gefahren und abgesichert werden. Dieser Zwischenhalt dauerte eine Woche. Zudem sei es auch schon bei schlechter Abstimmung passiert, dass die Wagen bereits verladen waren, jedoch das Schiff noch eine Woche im Hafen stand, bevor es losfuhr.

In Israel landen die Züge bevorzugt in Aschdod, es gab aber auch schon Anlandungen in Haifa. „In Haifa angekommen, wird der Zug wieder aufs Gleis gestellt und mit einer ISR-Lokomotive bis nach Dimona gefahren. In der dortigen Werkstatt werden die Abschlussarbeiten durchgeführt“, beschreibt Banke den Transportablauf. Diese Arbeiten dauerten noch zwei bis drei Wochen, danach kommt die Abnahme durch die ISR. Die Lokomotiven für diese Waggonen stellt das westfälische Unternehmen „Vossloh“ her.

Anscheinend hat das Unternehmen trotz dieser kleinen Schwierigkeiten weiterhin wirtschaftliches Interesse an Israel. Tel Aviv bräuchte nicht nur laut Banke Straßenbahnen: „Was in Israel, besonders in Tel Aviv, noch fehlt, ist das Verteilungssystem nach dem Zug, um die Leute in die Bürostädte zu bringen.“

„Na klar“ hätte BT Interesse an weiteren Aufträgen aus dem Nahen Osten, stimmt Banke der Nachfrage zu. Etwas Konkretes sei allerdings nicht in Sicht.

Ein Zug nach Eilat?

Das Unternehmen kann sich laut des Projektleiters auch vorstellen, einen Auftrag für ein Komplett-Projekt-Paket anzunehmen, „von der Planung der Infrastruktur bis hin zum fertigen Zug“ – beispielsweise um eine Verbindung zwischen Tel Aviv und Eilat einzurichten. Im Februar dieses Jahres stimmte das israelische Kabinett dem Bau einer Bahnstrecke von Tel Aviv nach Eilat zu. Allerdings wurde ein Datum für den Baubeginn vom Büro des Premierministers nicht genannt. Vielleicht fahren irgendwann deutsche Züge nach Eilat. ||

Jüdisches Leben

Synagoge des Herzens

Auf diesen Tag hat sich Sandra Krief aus Genf schon lange gefreut. Bereits am frühen Morgen ist die jüdische Mutter zusammen mit ihrem Mann in die Synagoge La Ghriba auf Dscherba gekommen. Noch ist es ruhig hier. Einige einheimische Frauen sitzen bettelnd am Eingang und begrüßen die ersten Gäste. || Iris Völlnagel

Sandra ist nicht das erste Mal zur Wallfahrt, meist verbindet sie es mit einer Urlaubswoche auf der Touristeninsel. Ihre Familie und die ihres Mannes stammen ursprünglich aus Tunesien. Doch eine Wallfahrt nach Dscherba sei viel mehr, als an den Ort der Kindheit zurückzukommen, meint die jüdische Mutter. „Hier schlägt mein Herz, das ist meine Kultur“, erzählt sie.

In der Synagoge angekommen, kauft Sandra in der benachbarten Karawanseerei eine Flasche Bucha, tunesischen Feigenschnaps, Mandeln und Trockenfrüchte sowie Hühnereier. Dann erst geht sie in die Synagoge.

Die Synagoge La Ghriba – die Wunderbare – ist eine der interessantesten Sehenswürdigkeiten der tunesischen Touristeninsel. Das heutige Gebäude wurde 1920 auf alten Überresten errichtet. Von außen wirkt es schlicht, doch innen ist die Synagoge prachtvoll ausgestaltet: bemalte Majolikakacheln, blau-weiß strahlende maurische Bögen, filigranes Schnitzwerk zieren Türen, Fenster, Bänke. In die Schlagzeilen kam die Synagoge, als am 11. April 2002 bei einem Anschlag 21 Menschen, darunter 14 Deutsche, starben.

In einer Ecke warten drei Rabbiner auf die Pilger. Schnell packen Sandra und ihr Mann die gekauften Sachen aus, schenken jedem einen Plastikbecher voll Feigenschnaps ein und verteilen die Mandeln auf einem Plastikteller. Gegen eine kleine Spende liest einer der Rabbiner einen Segensspruch vor, danach teilen sie sich Schnaps und Früchte. Es dauert keine fünf Minuten, dann ist die Zeremonie vorbei.

Nach dem Segen vollzieht Sandra noch ein anderes Ritual. Dazu geht sie in den Nebenraum, das Tabernakel, in dem ungewöhnlich versteckt die Torahrolle aufbewahrt wird. Sandra zieht ihre Schuhe aus und setzt ein Kopftuch auf. An der hinteren Wand befindet sich eine kleine Grotte. Bevor Sandra hineinklettert, be-



Die tunesische Synagoge La Ghriba (o.) ist ein beliebtes Pilgerziel – viele Juden nehmen an den Prozessionen teil.

schriftet sie die mitgebrachten Eier mit den Namen der Personen, für die sie beten möchte. Der Tradition zufolge legen vor allem unfruchtbare Frauen oder diejenigen, die heiraten wollen, ein ungekochtes Ei in die Grotte. Die Eier bleiben die ganze Nacht in der Grotte und sollen durch die Hitze der Kerzen gekocht werden. Sieben Eier hat Sandra mitgebracht: für sich eines, für ihren Mann, ihre drei Kinder und kranke Freunde. In diesem Jahr betet Sandra vor allem für die Geburt ihres ersten Enkels und dass ihre

beiden Söhne bald Ehefrauen finden. Die jüdische Mutter glaubt fest daran, dass die Wünsche, die sie hier äußert, in Erfüllung gehen. Auch viele muslimische Tunesier kommen, um dieses Ritual zu pflegen.

Für die Juden Nordafrikas ist die Wallfahrt zur La Ghriba seit Generationen ein wichtiger Treffpunkt. Bereits im 6. Jahrhundert vor Christus sollen die ersten Juden nach der Eroberung Jerusalems durch König Nebukadnezar auf die Insel gekommen sein. Die Flüchtlinge sol-

len Steine vom zerstörten Tempel mitgebracht haben, die sie dann in die Synagoge einbauten. Die ersten Ankömmlinge ließen sich im Dorf Hara Seghira (Kleines Ghetto) nieder und bauten dort die Synagoge. Heute trägt der Ort den arabischen Namen Erriadh. Im 14. und 15. Jahrhundert kamen weitere Flüchtlinge aus Spanien und gründeten den Ort Hara Kebira (Großes Ghetto), in dem bis heute viele Juden als Gold- und Silberschmiede leben.

Die Wallfahrt findet jedes Jahr rund um den jüdischen Feiertag Lag Ba'Omer statt, 33 Tage nach Pessach. An diesem Feiertag gedenken Juden weltweit an den Tod der beiden kabbalistischen Rabbiner, Rabbi Meyer Baal Nich und Rabbi Schimeon Bar Jochai.

Doch einer Legende zufolge gibt es noch einen anderen Grund für die Wallfahrt: In dem Ort, in dem heute die Synagoge steht, soll eine hilfsbereite, aber merkwürdige Frau gelebt haben. Eines Tages brannte ihre Hütte nieder, doch der Leichnam der Frau blieb unversehrt. Seitdem glaubten die Menschen, dass von der Frau wundersame Kräfte ausgehen. Daher der Name La Ghriba – die Wunderbare, die Fremde.

Auch Muriel Melloul und ihr Mann Dov aus Paris kommen immer wieder zur Wallfahrt nach Dscherba. „Eine Wallfahrt nach La Ghriba ist wie Sushi essen. Wenn du es noch nicht gemacht hast, denkst du, was ist das denn?! Aber sobald du es einmal gemacht hast, möchtest du es immer wieder haben“, erklärt sie.

Am Nachmittag kommen immer mehr Pilger und einheimische Gemeindeglieder zur Synagoge. Singend und betend zieht die Schar die Menara, eine sechseckige Pyramide aus Silber, in die die Namen der zwölf Stämme Israels und renommierter tunesischer Rabbis eingraviert sind, durch das Eingangstor. Die Menara soll eine Braut, die auf ihren Bräutigam wartet, symbolisieren. In früheren Jahren wurde die Menara von der La Ghriba durch den ganzen Ort bis zu einer der kleinen Synagogen oder Jeschivas von Hara Seghira geführt. Doch in diesem Jahr geht der Pilgerzug lediglich aus dem Synagogengelände heraus und wieder zurück – aus Sicherheitsgründen.

Vor der tunesischen Revolution kamen bis zu 5.000 Pilger aus Nordafrika, Frankreich, Israel, den USA und Kanada. Im Revolutionsjahr 2011 waren fast nur Einheimische da. In diesem Jahr sind es schätzungsweise einige Hundert. „Un-



Ein Rabbiner segnet jüdische Wallfahrer (o.); Sandra Krief betet für ihre Familie.

Fotos: Iris Völlnagel

sere Freunde konnten nicht verstehen, warum wir hierher reisen“, meint Muriel Melloul aus Paris. Nach den Anschlägen von Toulouse hätten viele französische Juden Angst zu kommen. Auch in Israel wurde vor Reisen gewarnt.

Dabei habe sich im Alltag für die Juden in Tunesien durch die Revolution nichts verändert, meint Perez Trabelsi, Präsident der La Ghriba und zuständig für die jüdische Gemeinschaft auf Dscherba. Im Gegenteil, heute könne man viel offener sprechen. Dass in Tunis Salafisten im Januar während eines Besuchs eines palästinensischen Politikers aus Gaza „Tod den Juden“ gerufen haben, irritiert Trabelsi nicht. Die Salafisten redeten zwar, so der Gemeindevorsteher, aber niemandem sei irgendetwas passiert.

Gegen Abend stattet Tunesiens Tourismusminister Elys Fachfah den Pilgern einen Besuch ab. Der Muslim ist zum ersten Mal in der Synagoge und zeigt sich beeindruckt von der fröhlichen Stimmung und dem guten Miteinander von Juden und Moslems vor Ort. „Die Tunesier jüdischen Glaubens sind genauso

Tunesier wie alle anderen auch“, betont der Minister. Durch die Revolution hätten sie auch mehr Freiheiten. Er hoffe nicht, dass sie sich durch die Salafisten irritieren lassen. „Ich hoffe, die Juden bleiben hier. Und vielleicht kommen auch wieder welche zurück“, so der Minister.

Der Besuch hat vor allem die einheimischen Juden sehr gestärkt. Weggehen komme überhaupt nicht in Frage, meint Perez Trabelsi. Die Juden lebten seit Generationen in Nordafrika. Kaum ist der Minister weg, ertönt der benachbarte Muezzin. Die Pilger stört das nicht, den ganzen Abend feiern sie weiter. Später am Abend wird es sogar noch eine Hochzeit in der altehrwürdigen Synagoge geben. Gemäß der jüdischen Tradition dürfen am Lag Ba'Omer erstmals nach Pessach wieder Hochzeiten stattfinden. „Wir sind so etwas wie Botschafter“, meint Muriel. Es sei ihr Auftrag, zuhause wieder allen zu erzählen, wie schön es hier war. Vielleicht kommen im kommenden Jahr wieder mehr Pilger – so wie früher. ||

Irreführende Verharmlosung

Gilbert Achcars Buch „Die Araber und der Holocaust“, das 2009 ursprünglich auf Französisch erschienen ist, ist nach der arabischen und der englischen Übersetzung nun auch auf Deutsch erhältlich. Achcar ist Professor für Entwicklungsstudien und internationale Beziehungen an der „School of Oriental and African Studies“ in London. Sein Buch ist der Versuch einer Ehrenrettung der arabischen Nationen vor dem Vorwurf des kollektiven Antisemitismus. Die Pressestimmen dazu überbieten sich gegenseitig in ihrem Lob. || Carmen Matussek

Der Autor will einen differenzierten Blick auf die arabische Rezeption des Holocaust vermitteln. Er behandelt dazu zwei große Zeitabschnitte: „Die Zeit der Shoah“ und „Die Zeit der Nakba“, was sinngemäß jeweils „Die Zeit der Katastrophe“ bedeutet. Damit deutet sich bereits eine Problematik an: Die Verhältnisbestimmung von Holocaust und Staatsgründung Israels. Im Holocaust sieht Achcar das einzige und obendrein heftig missbrauchte Argument für die Staatsgründung (243 u.a.) sowie für den „deutschen Philosemitismus“ (266). Dabei übergeht er andere wichtige Gründe für die Unterstützung der israelischen Anliegen. Er geht davon aus, dass die Staatsgründung unrechtmäßig erfolgt sei (138, 153). Deswegen war aus seiner Sicht auch jeder Verteidigungskrieg dieses Staates illegitim (34f). Israel sei ein „kolonialer Siedlerstaat europäischen Ursprungs“ (32). Außerdem sieht Achcar in den Juden kein Volk, sondern eine Religionsgemeinschaft. Sie hätten zwar eine Art nationale Identität entwickelt, könnten aber ähnlich wie Christen und Muslime kein Land beanspruchen (265). Die Vorstellung von einer „Einstaatenlösung“, die der Autor zu präferieren scheint, mit einer jüdischen Minderheit, die unbehelligt unter arabischer Herrschaft lebt, ist im besten Fall eine naive Utopie.

Achcar gibt an, denjenigen zu widersprechen, die aus der Geschichte einen immer dagewesenen, unabänderlichen arabischen beziehungsweise islamischen Antisemitismus konstruiert hätten und die Araber heute insgesamt als Antisemiten und Nazis abstempelten. Er gibt eine Fülle von Quellen an und kann vielleicht jenen den Wind aus den Segeln nehmen, die alle Araber als prädestinierte Nazikollaborateure darstellen. Kritikwürdig ist die geflissentliche Vernachlässigung der Beschreibung der aktuellen Zustände in der arabischen Welt.



Verkaufsschlager „Mein Kampf“: Plakate in der libanesischen Hauptstadt Beirut

„Hauptthema ist schließlich die historische Beziehung der Araber zum Holocaust, als er stattfand, weniger ihre aktuelle Beziehung zur historischen Erinnerung an die Shoah“ (169). Man kann aus der Lektüre die Erkenntnis mitnehmen, dass zur Zeit des Zweiten Weltkrieges die meisten Araber nicht mit der nationalsozialistischen Judenverfolgung einverstanden waren, was aber kaum jemand angezweifelt hat. Wer von der gleichzeitigen Zusammenarbeit einiger hochrangiger Araber mit dem Naziregime nichts

wusste, wird darüber ebenfalls umfassend informiert, selbst wenn Achcar viele Fakten nur nennt, um sie anschließend zu relativieren.

Erschwerend für eine Kritik ist, dass der Autor seine Meinung häufig nicht mit eigenen Worten kundtut, sondern ganz im Sinne postmodernen Stils weitgehend unkommentiert Zitate aneinanderreihet, die Rückschlüsse auf seine Sicht zulassen. Meint er tatsächlich, dass Palästina als Ort für die Staatsgründung Israels lediglich ein zufällig da herumschwimmendes „Floß“ war (26) und dass Israel vor dem Sechs-Tage-Krieg 1967 „kaum in ernster Gefahr“ (219) war? Zumindest behauptet er mit Nachdruck, dass „manche Juden“ sich 1948 in Palästina gänzlich zu Unrecht „von der Vernichtung“ bedroht gefühlt hätten (178) und dass Israel damals „allein“ für die „Gewalt verantwortlich“ gewesen sei (234f). Auch hier handelt es sich um ein Zitat, das er aber ausdrücklich bejaht.

Zudem formuliert Achcar seine Aussagen oft als Fragen und negativ, wodurch ihre Essenz vernebelt wird: „Warum ist es weniger schockierend, wenn man eroberte Völker, die besetzt, entwurzelt und zu Flüchtlingen gemacht wurden, mit den Nazis vergleicht, als wenn man eine Besatzungsarmee, die Gebiete von vier Nachbarländern erobert hat, mit diesem Vergleich belegt?“ (223). Man denke sich den Satz im Umkehrschluss. „Oder was ist über jene Araber zu sagen, die den Holocaust aus lauter Wut oder einer Art hilfloser Aufschneiderei leugnen, um so ihre innere Spannung loszuwerden, erzeugt durch einen ‚jüdischen Staat‘, der sie aus einer überwältigenden Überlegenheitsposition heraus erdrückt?“ (262).

Achcars Forschungsgegenstand ist aber nicht die Holocaustleugnung des einen oder anderen Palästinensers, sondern „der Araber“, die es natürlich „nicht gibt“ (39), zumindest nicht als Antisemiten, wohl aber als Betroffene des Ho-

Foto: Johannes Gerloff

locaust und der jüdischen Immigration nach Palästina (11). Die Araber will er in vier politische Hauptströmungen unterteilt wissen. Bei deren Aufzählung fragt man sich unwillkürlich, ob die Reihenfolge als Rangordnung gedacht ist: 1. Westlich orientierte Liberale, 2. Marxisten, 3. Nationalisten, 4. Reaktionäre und/oder fundamentalistische Panislamisten (40). Erst sehr viel später und in einem Nebensatz werden die Marxisten als das bezeichnet, was sie waren: eine „winzige Minderheitenströmung“ (82). Wie selbstverständlich scheint Achcar davon auszugehen, dass Antisemitismus in der ersten Gruppe keine große Rolle spielte. Dabei erwähnt er nicht, dass beispielsweise Al-Aqqad, der zu den großen Liberalen zählt (103) und sich kritisch zum Hitlerregime geäußert hatte, ein wohlwollendes Vorwort zu At-Tunis arabischer Übersetzung der „Protokolle der Weisen von Zion“ von 1951 geschrieben hat. Bildung, „Aufklärung“ und Antisemitismus schließen sich damals wie heute nicht aus.

Den flächendeckenden Antisemitismus in der arabischen Welt verharmlost Achcar mal als Spannungsventil, mal als Antiimperialismus (188f), dann als Provokation (254), als bloße Reaktion (255f) und als Bildungslücke (247, 261). Nassers Antisemitismus tut er als „Ignoranz“ ab (195f), dessen Holocaustleugnung als ein Versehen (207). Ahmad Hussein, Gründer und Anführer der Bewegung „Junges Ägypten“, disqualifiziert sich als ernstzunehmender Antisemit laut Achcars Darlegung durch seine politische Sprunghaftigkeit (81). Auch Al-Gaylani, Premierminister des Königreichs Irak und glühender Bewunderer der Nazis, wird als Antisemit wider Willen vorgestellt. Die „Arroganz Londons“ sei „für Gaylanis Radikalisierung verantwortlich“ gewesen, und somit wäre er „im eigentlichen Sinne kein Anhänger Hitlerdeutschlands“ (90). Den Relativierungen und Verdrehungen scheinen keine Grenzen gesetzt zu sein. Die Ernennung von Hajj Amin al-Husseini, der sich wie kein anderer Araber aktiv in die „Endlösung der Judenfrage“ eingebracht hat, zum Mufti Jerusalems, sei für die zionistische Bewegung ein „unschätzbarer Dienst“ gewesen (129). Zudem habe er mit der Mobilisierung von 200.000 Muslimen für den „Kampf der Achsenmächte“ und anderen Tätigkeiten weit weniger erreicht, als er sich vorgenommen hatte (144). Achcar bringt es fertig, umfassendes Material über die Machenschaften des Muf-

tis zusammenzutragen und ihn hernach als „unbedeutend“ hinzustellen und das „Bedürfnis“ „zahlreicher Autoren“ zu bemängeln, „den Mufti (...) zu verunglimpfen“ (148). Gleichzeitig schreibt Achcar ihm aber selbst so viel Einfluss zu, dass dieser als „religiöse Autorität“ mit seinen Radioreden und seiner eigenwilligen Auslegung des Islam „ein jahrhundertaltes Erbe der Koexistenz zunichte“ gemacht habe (150f). Als unbedeutend beschreibt Achcar auch die zahlreichen deutschen Nationalsozialisten, die nach 1945 in der arabischen Welt, besonders in Ägypten, ihre politischen Karrieren fortgesetzt haben (201).



Foto: Anne Alexander

Der Autor Gilbert Achcar

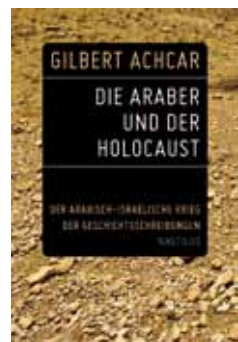
Überhaupt seien – das ist die Kernthese des Buches – am arabischen Antisemitismus vor allem die Juden schuld: „Im Gegensatz dazu sind die antisemitischen Äußerungen, die heutzutage aus der arabischen Welt kommen, meist kultureller Rückständigkeit geschuldete Phantastereien, in denen sich die tiefe Frustration einer unterdrückten Nation äußert. Die Verantwortung dafür ist in der Tat der Mehrheit ‚der Juden‘ Palästinas und später dem ‚jüdischen Staat‘ Israel zuzuschreiben, den diese begründet haben“ (242).

Was „Antisemitismus“ versus „Antizionismus“ betrifft, unterscheidet Achcar sogar zwischen der antisemitischen und der antizionistischen (also legitimeren, weil „nichtrassistischen“) Lesart der „Protokolle der Weisen von Zion“ (197f). Nun ist aber die Propagierung einer zionistischen Weltverschwörung nicht weniger antisemitisch als die einer jüdischen. Der Antisemitismus von „kulturell rückständigen“ und „unterdrückten“ Menschen ist nicht weniger mörderisch als der von privilegierten. Und Achcar beantwortet nicht die Frage, inwiefern antisemitische Propaganda in Algerien, den Vereinigten

Arabischen Emiraten oder bei arabischen Migranten in Europa – durch alle Bevölkerungsschichten hindurch – mit Ohnmachtsgefühlen gegenüber den Israelis zusammenhängen soll. Dabei weiß er sehr wohl, dass man unterscheiden kann zwischen einem Ressentiment, das der Feindbildgenese in einem realen Konflikt entspringt, und einem, das das Ergebnis gezielter Propaganda ist. Obwohl bekanntlich in den arabischen, nicht den israelischen Schulbüchern offen Hetze betrieben wird, legt der Autor die Betonung auf die israelische Verantwortung.

Achcars Buch ist ungeeignet, wenn man sich über den Antisemitismus in der arabischen Welt und das dortige Phänomen der Holocaustleugnung informieren möchte. Es ist ein Beispiel für intellektuelle Verweigerung gegenüber den Gründen für die eingefahrene Lage, auch wenn er die Araber sehr wohl zur Selbstkritik mahnt (279). Auf dem Gipfel der Geschmacklosigkeit unterstellt Achcar dem „Middle East Media Research Institute“ (MEMRI), das in einer Sammlung von Zitaten, Karikaturen und Videos das Ausmaß des arabischen Antisemitismus abzubilden versucht, „Genugtuung“ bei der Arbeit. Als weitere Beispiele für „antiarabische“ Agitatoren nennt er Meir Litvak und Esther Webman, Yehoshafat Harkabi und Matthias Küntzel. Sie alle sind Autoren, die ganz sicher nicht zu den antiislamischen Polemikern zählen und hier wärmstens empfohlen seien. Ein Leser, der Harkabi, Küntzel und Achcar nebeneinander liest und sich ein bisschen bei MEMRI über den alltäglichen Wahnsinn des arabischen Antisemitismus informiert, kann sich selbst ein realistisches Bild machen. Neben den Beispielen, die hier exemplarisch vorgestellt wurden, finden sich bei Achcar durchaus auch lesenswerte Informationen in bekömmlicher, professioneller Aufbereitung. Aufgrund dieser Zitate und der selektiven Wahrnehmung ist für mich das Buch einer fairen Beurteilung des Konflikts abträglich. ||

Gilbert Achcar, Die Araber und der Holocaust. Der arabisch-israelische Krieg der Geschichtsschreibungen, Edition Nautilus, 368 S., 29,90 Euro, ISBN 978-3-89401-758-3



SCHECHINGER
Tours

Reisen mit Schechinger-Tours -
wir laden herzlich ein!

Israelreise über den Jahreswechsel
Mit Wolfgang Wangler (Pfalzgrafenweiler),
Walter und Marianne Schechinger (Wildberg-Sulz am Eck)
vom 26.12.2012 – 04.01.2013

**Israel-Sonderreise
in den Faschingsferien**
Mit Georg Turner (Bad Liebenzell),
Walter und Marianne Schechinger (Wildberg-Sulz am Eck)
vom 10.02.2013 – 17.02.2013

Israel-Frühlingsreise
Mit Georg Turner (Bad Liebenzell),
Walter und Marianne Schechinger (Wildberg-Sulz am Eck)
vom 18.02.2013 – 25.02.2013

Israel-Osterreise
Mit Johannes Vogel (Bibel-Center Breckerfeld),
Walter und Marianne Schechinger (Wildberg-Sulz am Eck)
vom 31.03.2013 – 11.04.2013

Israel-Festreise-Pfingsten
mit Georg Turner (Bad Liebenzell),
Walter und Marianne Schechinger (Wildberg-Sulz am Eck)
vom 19.05.2013 – 31.05.2013

**Israel-Erlebnisreise
„Wüste, Meer und mehr“**
mit Klaus Eberwein (Bibel-Center Breckerfeld),
Markus Schechinger (Wildberg-Sulz am Eck)
und Dorothee Black (Ma'ale Adumim/Israel)
vom 28.07.2013 – 07.08.2013

**Israel Kur- und Erholungsreise
zum Toten Meer**
Mit Georg und Elisabeth Turner (Bad Liebenzell)
vom 15.09.2013 – 29.09.2013

Israel-Inforeise
Für Pfarrer, Gruppenplaner und Verantwortliche.
Zur Planung einer eigenen Gruppenreise nach Israel.
vom 28.01.2013 – 04.02.2013

Bitte fordern Sie unsere Reiseprospekte kostenlos an!

SCHECHINGER Tours Walter Schechinger
Im Kloster 33 • D - 72218 Wildberg-Sulz am Eck
Tel. 07054-5287 • Fax 07054-7804
e-mail: info@schechingertours.de • www.schechinger-tours.de

Archäologie

Verbrannter Weizen

Bei Ausgrabungen im nordisraelischen Hazor haben Archäologen der Hebräischen Universität und der Naturschutzbehörde vierzehn Krüge, gefüllt mit verbranntem Weizen, gefunden. Nach Angaben der Archäologen sei der Weizen im Vorratskeller eines kanaanäischen Palastes aus dem 2. vorchristlichen Jahrtausend verbrannt worden. || Ulrich W. Sahn



Die Palme "Metusalem" wurde aus 2.000 Jahre alten Dattelnkernen gezüchtet.

In der Geschichte der Landnahme wird berichtet (Josua 11,11), wie Josua den König von Hazor mit dem Schwert schlägt – alles Lebende ins Schwert hinein, bis nichts Atmendes übrig blieb, „und Hazor verbrannte er im Feuer, denn Hazor war das Haupt aller dieser Königreiche“. Scharon Zuckerman von der Hebräischen Universität Jerusalem teilte mit, dass das freigelegte Gebäude alle Merkmale eines königlichen Palastes habe, mit Zedernbalken und fein gestalteten Basaltsteinen. Der Palast sei im 13. Jahrhundert vor Christus durch ein Feuer zerstört worden, was genau zur biblischen Geschichte der Landnahme passe.

In Massada am Toten Meer hatten Archäologen 2.000 Jahre alte Datteln entdeckt und wieder zum Keimen gebracht. Weil der Weizen in den Krügen jedoch völlig verkohlt sei, könnten die Körner nur dazu verwendet werden, deren Alter fast auf das Jahr genau zu bestimmen. Der Chefarchäologe von Israels Naturschutzbehörde, Zvika Cliff, erklärte, dass Hazor eine Blütezeit unter den Kanaanäern (1750 vor Christus) und unter Israel im 9. Jahrhundert vor Christus hatte. Dabei seien die mächtigsten Befestigungen im ganzen Land errichtet worden. „Hazor war eine der wichtigsten Städte im fruchtbaren Halbmond, mit Handelsbeziehungen mit Städten in Babylon und Syrien.“

Hazor zählt neben Megiddo und Massada zu den wichtigsten archäologischen Stätten Israels und gehört zudem zum Weltkulturerbe. ||

Foto: Ulrich W. Sahn

Tod dem Zeugen!



Den Nahostkonflikt auf einer Zeitschriftenseite zu lösen, das ist nicht möglich. Es gibt dicke Bücher und lange Beurteilungen zur Geschichte. Historiker, Politiker, Journalisten beschreiben, was war, was ist und wie Lösungen aussehen müssen. Gelöst wurde der Knoten bisher jedoch nicht. Und so bleibt die Frage: Worum geht es eigentlich? || Egmond Prill

Wo liegt der Knackpunkt für den Konflikt mit Israel? Es geht nicht zuerst um Bodenschätze, nicht um Land, nicht um Wasser, nicht um Verkehrswege. Manche dieser Fragen wurden ganz passabel geklärt. Und doch gehen die Anfeindungen gegen Israel weiter. Dieser Kampf begann nicht mit der Besetzung im Sechstagekrieg 1967, nicht mit der Staatsgründung 1948, nicht mit dem arabischen Massaker an der jüdischen Bevölkerung in Hebron 1926. Von der Feindschaft gegen Israel lesen wir bereits in der Bibel (Psalm 83). Völker und Staaten rings um Israel kommen zu Wort:

Kampf seit biblischen Zeiten

„Wohlan!“, sprechen sie, „lasst uns sie ausrotten, dass sie kein Volk mehr seien und des Namens Israel nicht mehr gedacht werde!“ Denn sie sind miteinander eins geworden und haben einen Bund wider dich gemacht.“

Das Ansinnen, Israel ganz von der Landkarte zu tilgen, ist demnach viel älter als die aktuellen Hasstiraden aus dem Munde Ahmadinedschads und anderer. Eine so genannte „Endlösung der Judenfrage“ steht schon sein Jahrhunderten auf dem Plan der Feinde Israels. Wobei der Psalm deutlich macht: Es geht in erster Linie nicht um das Volk, sondern um den Gott Israels.

„Gott, schweige doch nicht! Gott, bleib nicht so still und ruhig! Denn siehe, deine Feinde toben, und die dich hassen, erheben das Haupt. Sie machen listige Anschläge wider dein Volk und halten Rat wider die, die bei dir sich bergen.“

Der Kampf gegen Israel zielt auf Israels Gott. Und weil man den unsichtbaren Gott nicht direkt schlagen kann, schlägt man sein Volk. Der Knoten im Nahostkonflikt ist eine Gottesfrage, die Frage: Wer ist Gott? Diese Frage will der Gott der Bibel klären. Jesaja 43 beschreibt die Szene.

„Alle Heiden sollen zusammenkommen und die Völker sich versammeln. Wer ist unter ihnen, der dies verkündigen kann und uns hören lasse, was früher geweissagt wurde? Sie sollen ihre Zeugen aufstellen und beweisen, so wird man's hören und sagen: Es ist die Wahrheit.“

Die Völker der Erde sollen kommen, Zeugen für ihre Ideologien und Religionen mitbringen. Diese Zeugen sollen erklären, was früher geweissagt wurde. Sie sollen beweisen, was sie immer wieder sagen: Der Gott Israels ist nicht Gott. Sie sollen heute sagen, was morgen sein wird. Wer zuverlässig die Zukunft ansagen kann, kann sie beherrschen und ist Herr der Geschichte. Die Völker sollen ihren Wahrheiten zu Gehör bringen. Ist der Beweis erbracht, wird man sagen: Es ist die Wahrheit.

Der Gott Israels hat nur einen Zeugen. Sein Volk Israel. Darum spricht er zu Israel: „Ihr seid meine Zeugen, spricht der HERR,

und mein Knecht, den ich erwählt habe, damit ihr wisst und mir glaubt und erkennt, dass ich's bin. Vor mir ist kein Gott gemacht, so wird auch nach mir keiner sein. Ich, ich bin der HERR, und außer mir ist kein Heiland.“ Die Völker sollen ihre Zeugen aufstellen und der Zeuge Gottes ist allein Israel.

Krieg gegen den Zeugen

Pulverfass Nahost. Worum geht es wirklich? Warum ist dieser Konflikt nicht lösbar? Ansätze gibt es viele: Da muss die UNO etwas machen. Man muss den Palästinensern mehr Hilfe geben. Man muss die besetzten Gebiete räumen. Mehr Geld muss fließen, aus Europa, aus Amerika. Doch in keine Krisenregion ist so viel Geld geschüttet worden. Doch Geld löst den Konflikt bislang auch nicht auf. Gebietstrennungen sind überlegt worden. Teilungspläne liegen auf dem Tisch. Darum geht es am Ende nicht. Es geht um Israel, um die Existenz des Zeugen Israel. Wenn dieser einzige Zeuge für die Wahrheit Gottes ausgelöscht werden könnte, dann wäre der Gott Israels ein lächerlicher Gott, eigentlich ein Lügner.

Denn an diesem einen Volk hat Gott seinen Namen festgemacht. Das Völkermeer braust und wütet – erst recht, seit es den Staat mit dem Namen Israel gibt. Dieses Zeugnis der Liebe und der Treue des lebendigen Gottes auszurotten ist das Ziel. Tod dem Zeugen! Was heute Antisemitismus heißt, oft in „Israelkritik“ verpackt wird, ist der Hass auf den Zeugen Gottes, weil er der Zeuge ist. Und weil der unsichtbare Gott nicht geschlagen werden kann, wird sein Bodenpersonal geschlagen. Übrigens auch die Christen, die mit Israel verbunden zum Zeugnis für Gottes Wahrheit berufen sind.

Allen Menschen und Völkern im Nahen Osten ist Ruhe zu wünschen und ein geordnetes Miteinander. Die Aufgabe bleibt, den Konflikt zu entspannen. Ihn endgültig in Frieden aufzulösen, wird die Aufgabe des Messias sein.

Bis dahin muss sich Israel auf die Zusage Gottes verlassen (Jesaja 41): „Fürchte dich nicht, du Würmlein Jakob, du armer Haufe Israel. Ich helfe dir, spricht der HERR, und dein Erlöser ist der Heilige Israels.“ Vorher heißt es: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott. Ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich halte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit. Siehe, zu Spott und zuschanden sollen werden alle, die dich hassen; sie sollen werden wie nichts, und die Leute, die mit dir hadern, sollen umkommen. Wenn du nach ihnen fragst, wirst du sie nicht finden.“

Gott hat diesen einzigen Zeugen Israel. Er wird Israel schützen und bewahren – um seines Namens willen. Das können wir sehen, wir sind Zeitzeugen. ||

Reise | Veranstaltung

Israeltage „Schönblick“ – „Brennpunkt Nahost“

14. bis 18. September 2012

Der Nahe Osten ist für die Weltgemeinschaft eine ständige Herausforderung. Hinter den unterschiedlichen Kulturen und politischen Systemen stehen religiöse Traditionen und Überzeugungen. Bibelarbeiten, Vorträge, Gesprächsrunden mit Egmond Prill und der Islamwissenschaftlerin Carmen Matussek. Samstag, 15. September „Israeltag auf dem Schönblick“ ab 10 Uhr

Informationen/Anmeldung

Christliches Gästezentrum Württemberg | Willy-Schenk-Straße 9 | 73527 Schwäbisch Gmünd | Telefon (07171) 9707-0 | kontakt@schoenblick-info.de



Veranstaltung



mit Egmond Prill

Israeltage im „Haus Gertrud“

Jonsdorf (Oberlausitz)

22. bis 25. November 2012

„Pulverfass Nahost – Israel zwischen Krieg und Krisen“
 Umbrüche im Orient machen Schlagzeilen. Was in und um Israel geschieht, bewegt die ganze Welt. Weltgeschichte und Weltpolitik verdichten sich im Pulverfass Nahost. Hören Sie Biblisches, Politisches, Aktuelles. Gönnen Sie sich besondere Tage im Zittauer Gebirge vor den Toren Dresdens.

Informationen/Anmeldung

Haus Gertrud | Großschönauer Str. 48
 02796 Kurort Jonsdorf
 Telefon (035844) 735-0
 www.haus-gertrud.de | info@haus-gertrud.de

Veranstaltungen mit Johannes Gerloff

70. Kurzbibelschule
 auf der Langensteinbacher Höhe
 28.-29. Oktober 2012

„Gott hält Wort – bestes Beispiel: Israel“
 Mit Johannes Gerloff, Paul Reinle,
 Andreas Schäfer, Reiner Wörz

Anfragen/Anmeldung

Langensteinbacher Höhe | Titusweg 5 |
 76307 Karlsbad-Langensteinbach |
 Telefon (07202) 702-0 | info@lahoe.de



Tagesseminar „Israel – Gottes Leidenschaft,
 unser Auftrag“ (Römer 9-11)
 8. September 2012

Anfragen/Anmeldung

Christliches Zentrum Darmstadt (CZD)
 Röntgenstraße 18 | 64291 Darmstadt |
 Kontakt: Pastor Andy Cox | Telefon (06257)
 696 86 | czd.cox@t-online.de

Buchtip



Eine Busfahrt in Jerusalem Krista Gerloff, Johannes Gerloff
 Begegnungen, Erlebnisse, Einsichten

Eine Busfahrt in der heiligen Stadt: Man begegnet nicht Heiligen, sondern Menschen. Was steckt hinter ihren Gesichtern? Was ist ihr Lieblingssport? Was ist ein Kibbutz und was ein Moschav? Ist Israel das uralte Volk und das Land, von dem die Bibel berichtet? Wie ist Israel heute? Die Antwort lautet: anders. Krista und Johannes Gerloff erzählen in humorvoller und ernsthafter Art von Begegnungen mit jüdischen Menschen und deren Staat.
 SCM Hänssler, 176 Seiten, ISBN: 978-3-7751-5371-3, 10,95 Euro

Israelreport

Ja, ich bestelle kostenlos den Israelreport.

Der Israelreport erscheint sechsmal jährlich kostenlos zusammen mit dem Christlichen Medienmagazin pro.

Bitte senden Sie mir den werktäglichen E-Mail-Newsletter von Israelnetz. (Bitte E-Mail-Adresse angeben!)

Name

Anschrift

PLZ | Ort

E-Mail

Bitte senden Sie das Formular per Post oder Fax an Israelnetz. Bestellung auch am Telefon unter: (06441) 915 151 oder im Internet: www.israelnetz.com.

